

Steffen Range

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt auf den Philippinen

vom 17. Oktober 2004 bis 12. Februar 2005

Der Aufstand der Moslems im Süden der Philippinen

Von Steffen Range

Philippinen, vom 17. Oktober 2004 bis 12. Februar 2005



Inhalt

| | |
|---|-----|
| 1. Zur Person | 462 |
| 2. Mekka des Tourismus: Ein Land der Gegensätze | 462 |
| 3. Zigarren und Gewaltkultur: Im Billigflieger mit Ex-Präsident Ramo | 465 |
| 4. Flussfisch und Finsternis: Im Moslem-Flüchtlingslager | 466 |
| 5. Scharmützel und SMS: Unterwegs mit einem Major General | 469 |
| 6. Diplomatie und Dogma: Im Camp der Moslemrebelln | 472 |
| 7. Gottesstaat und Vetternwirtschaft: Wie eine Moro-Republik aussehen könnte | 475 |
| 8. Halal-Huhn und Perlentaucher: Wie Mindanao zu Wohlstand kommen könnte | 477 |
| 9. Geschäfte aufmachen statt Geld verpassen: Warum Moros Firmen gründen müssen | 480 |
| 10. Müllkippe und Kinderstrich: Die dunkle Seite der Philippinen | 481 |
| 11. Ausblick: Mit Zuckerbrot und Peitsche zum Frieden | 484 |
| 12. Dank | 486 |

1. Zur Person

Steffen Range, geboren am 8. September 1972 in Göttingen. Nach dem Studium der Geschichte, Politischen Wissenschaft und Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der RWTH Aachen war er Leiter der Öffentlichkeitsarbeit der Müllverbrennungsanlage Weisweiler und Abfallwirtschaft Aachen. Von 2000 bis 2002 Volontär der Georg-von-Holtzbrinck-Schule für Wirtschaftsjournalisten (Verlagsgruppe Handelsblatt). Seit 2002 bei der Wirtschaftswoche, Düsseldorf. Dort Geschäftsführender Redakteur und Ressortleiter der Internetseite wiwo.de.

2. Mekka des Tourismus und Terrorismus: Ein Land der Gegensätze

Die Philippinen – ein tropisches Inselparadies, in dem die schönsten Korallenbänke der Welt liegen. Doch Piraten kidnappen in der Sulu-See auch westliche Geiseln und verstecken sie bis zur Lösegeldübergabe auf einer der 7.107 philippinischen Inseln. Mit fünf Millionen Gläubigen feierte Papst Johannes Paul II. in Manila die größte Messe aller Zeiten. Doch der Archipel ist auch Versteck und Operationsgebiet islamischer Guerilla.

Nach Ansicht des US-Vize-Verteidigungsministers und heutigen Weltbankpräsidenten Paul Wolfowitz ist Südostasien die „dritte Säule“ des internationalen Terrorismus neben dem Nahen Osten (Irak, Palästina) und Zentralasien (Afghanistan). Der philippinische Kongressabgeordnete Gerry Salapuddin sagt: „Wer für die einen Terrorist ist, kann für die anderen Friedenskämpfer oder Nationalist sein.“ Der US-Handelsattaché auf den Philippinen, Joseph Mussomeli, brandmarkt den Süden der Philippinen als „Mekka des Terrorismus“. Salapuddin hingegen analysiert: „Terrorismus ist auch eine Form benachteiligter Schichten, ihre Interessen zu artikulieren.“

Und in der Tat: Die Interessen der Moslems und Mittellosen werden in Manila oft nicht berücksichtigt. Mindanao stellt zwar ein Viertel der philippinischen Bevölkerung und ein Drittel der Landesfläche, aber nur einen einzigen Senator (die Hauptinsel Luzon hat fünf). „Moslems werden in ihrem eigenen Land wie Flüchtlinge behandelt“, klagt Hatimil Hassan, ehemaliger Dschungelkämpfer und Sprecher der muslimischen Autonomiebehörde.

Die Philippinen sind mit einem Anteil von zirka 70 Millionen Katholiken (85 Prozent der Bevölkerung) nach Brasilien und Mexiko zwar das drittgrößte katholische Land der Erde. Den Katholiken stehen in einigen Regionen im Süden, vor allem auf den Sulu-Inseln, sowie in großen Teilen der Insel Mindanao aber große muslimische Volksgruppen gegenüber. Zwar gibt es im Landesschnitt nur fünf bis zehn Prozent Moslems, doch in vielen

Provinzen im Süden stellen Moslems zum Teil mehr als die Hälfte der Bevölkerung.

Ihre Hochburgen haben die Moslems in der Autonomen Region (Autonomous Region of Muslim Mindanao ARMM), wo sich 90,5 Prozent der Bevölkerung zum muslimischen Glauben bekennen.

Die Moslems lebten im Süden des Archipels schon lange vor dem Auftauchen der ersten christlichen spanischen Kolonisatoren unter Magellan. Gewürzhändler aus Arabien hatten den Islam Ende des 14. Jahrhunderts in den Süden der Philippinen gebracht. Den Spaniern gelang es nie, die Moslems im Süden zum Christentum zu bekehren oder ihre Sultanate zu unterwerfen.

Gezielte, zum Teil provokante Ansiedlungsprogramme der zweiten Kolonialmacht USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts und unter dem früheren Präsidenten und späteren Diktator Marcos jedoch destabilisierten die muslimischen Stammgebiete und drängten die Moslems in vielen Teilen der fruchtbaren Insel in die Minderheit.

Die Gier der katholischen Siedler und amerikanischen und japanischen Firmen nach Land schuf Probleme und Spannungen mit den Alteingesessenen. Dadurch wurde die Saat gelegt für den islamischen Widerstand. Seit der Landnahme der Spanier vor mehr als 400 Jahren schwelt der Streit, seit 27 Jahren tobt ein offener Bürgerkrieg, dem mehr als 100.000 Menschen zum Opfer gefallen sind. Mehr als die Hälfte der philippinischen Streitkräfte ist heute auf Mindanao stationiert.

Verschiedene Regierungen machten den Moslems immer wieder Zugeständnisse, die nur zum Teil oder gar nicht eingehalten wurden. Ob unter dem Autokraten Marcos oder seinen demokratisch gewählten Nachfolgern: „Alle Versuche, den Konflikt in politische, gewaltfreie Bahnen zu lenken, schlugen bislang fehl“, sagt Peter Kreuzer, Philippinen-Experte der hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung.

Im Friedensabkommen von Tripolis etwa, das die Regierung und die Rebellen 1976 schlossen, wurde den Moslems eine Autonomieregion zugebilligt, die 13 Provinzen umfasst hätte, wäre das Abkommen jemals zur Geltung gekommen. Doch Gebiete, die den Moslems vertraglich als Einflussphäre zugesichert worden waren, wurden nicht geräumt. So ist das Verhältnis zwischen Regierung und Moslemrebellens bis heute geprägt durch eine paradoxe Koppelung der Gewalt- und Verhandlungsarenen.

Statt dauerhaft die Lage der muslimischen Bevölkerung zu verbessern und den Moslems echte Autonomie zu gewähren, beschränkte sich die Regierung darauf, die Führer der Moslems zu korrumpieren, während die einfachen Guerilleros dadurch ruhig gestellt wurden, dass sie – unabhängig von Qualifikation oder Eignung – in die Polizei oder ins Militär übernommen wurden.

Das krasseste Beispiel dieser kurzlebigen und kurzsichtigen Befriedungspolitik lieferte der Führer der bis Mitte der Neunziger Jahre dominierenden Guerillagruppe MNLF (Moro National Liberation Front), Professor Nur Misuari. Er wurde 1996 erster Gouverneur der Autonomen Moslemregion und sollte die Moros in ein neues Zeitalter führen. Stattdessen veruntreute er Spenden- und Regierungsgelder in Millionenhöhe und lebte im Fünf-Sterne-Hotel Dusit in Manila in Saus und Braus.

Präsident Ramos, der den Frieden mit den Moslems mühsam ausgehandelt hatte, sah dem Treiben einige Monate zu, um Misuari schließlich den Geldhahn zuzudrehen. Misuari verlor bald darauf den Verstand, zettelte mit unzufriedenen MNLF-Weggefährten eine Revolte an und floh nach deren kläglichem Scheitern nach Malaysia. Malaysia lieferte Nur Misuari aus; er sitzt jetzt im Gefängnis und wartet auf seinen Prozess wegen Hochverrats. Die MNLF hat sich von den Eskapaden ihrer ehemaligen Lichtgestalt nicht mehr erholt; ihre Autonomiebehörde gilt als weitgehend diskreditiert; die Rebellen-Organisation fiel auf das Niveau der früher von ihr verachteten und bekämpften halbkriminellen Banden zurück.

Ihren Platz nahm die MILF (Moro Islamic Liberation Front) ein, die sich Ende der Siebziger Jahre von der MNLF abgespalten hatte. Sie setzt sich für die Unabhängigkeit der Moslemgebiete von den Philippinen ein und rückt die Rolle des Islam als politisches Koordinatensystem und gesellschaftliche Lebensform stärker in den Vordergrund.

Die MILF ist zur weithin akzeptierten Interessenvertretung muslimischer Filipinos – Moros, wie sie sich selbst nennen – geworden. Sie wirft der Regierung in Manila vor, über Jahrzehnte den an Farmland und Bodenschätzen reichen Süden auszuplündern und die Bevölkerung dem Elend preiszugeben.

Das ist nicht von der Hand zu weisen. In einer aktuellen Rangliste von insgesamt 77 philippinischen Provinzen landen die muslimischen Provinzen Tawi-Tawi, Basilan, Maguindanao und Sulu abgeschlagen im letzten Drittel. Fast drei Viertel der Bevölkerung in der ARMM lebt unterhalb der Armutsschwelle.

Doch der Süden der Philippinen ist nicht nur das Armenhaus des Inselstaats – und zugleich Pulverfass, sondern wird neuerdings auch zum internationalen Konflikttherd, weil islamische Terroristen aus aller Welt in das teilweise rechtlose Land einsickern.

Welche Zukunft hat Mindanao vor sich? Radikalisiert sich der traditionell liberale südostasiatische Islam? Wo setzt die muslimische Avantgarde den Hebel an, um die Situation ihrer Glaubensbrüder zu verbessern?

Das wollte ich herausfinden auf meiner Recherchereise, die mich in die muslimisch dominierten Gebiete der Philippinen geführt hat.

3. Zigarren und Gewaltkultur: Im Billigflieger mit Ex-Präsident Ramos

Mit dem ehemaligen Präsidenten Fidel Ramos teile ich den Billigflieger von Manila nach General Santos, eine florierende Großstadt im Süden Mindanaos. Eine Gruppe Friedensaktivisten mit meinem Freund Al Senturias an der Spitze, ein ehemaliger Kommunist und Kirchenmann, der sich für den Frieden auf Mindanao stark macht, empfängt den Ex-Militär mit einem Plakat – und mich im Schlepptau gleich mit. Die Sicherheitskontrollen bleiben uns erspart – ein Ex-Präsident und seine Mitreisenden werden nicht durchsucht.

Ramos begrüßt den kommandierenden Offizier, tätschelt einen Bundespolizisten an der Schulter. Die Uniformierten strahlen und geleiten ihn in die Lounge. Die Gastgeber hängen Ramos einen Blumenkranz um.

In der Lounge angekommen verlangt Ramos nach einer Zigarre, lobt den Einsatz des Militärs und dankt Al Senturias für die Einladung. Woher kennen sich ein konservativer Ex-Präsident und ein progressiver Friedensaktivist? Ganz einfach: Senturias und Ramos gehören derselben unierten Kirche an. Auf den Philippinen verbindet das mehr als Parteizugehörigkeit, zumal die protestantische Minderheit eisern zusammenhält.

Jovial im Ton, hart in der Sache äußert sich Ramos dann vor einem Fernsehteam über die Unabhängigkeitsbestrebungen und den Friedensprozess. „Ihr müsst Euch als Teil einer Nation sehen, eine Republik, eines Landes mit einer großen Zukunft. Wenige Länder sind so fruchtbar wie die Philippinen. Viele andere Länder sind Wüsten und Einöden und trotzdem blüht ihre Wirtschaft. Sie sind als Nation und Land einig.“

Die Journalisten nicken dienstbar und devot. Ramos kämmt sein schütteres Haar über die Glatze, rückt die eckige Brille zurecht, beklatscht sich selbst und besteigt den Wagen des Gouverneurs – nicht ohne vorher noch einmal aus dem Fenster des Fahrzeugs zu klettern und, mit dicker Zigarre in der Hand, auf dem Türrahmen zu wippen. „Gute Qualität“, feixt er – und braust los zum Tagungsort.

Lake Sebu heißt der Ort, in dem Ramos als Hauptredner auftreten wird. Ein abgeschiedenes Resort an einem großen Binnensee. Drei Mal am Tag servieren die Hoteliers Fisch. Die Toiletten haben keine Spülung, die Dusche ist kalt, die Zimmer sind hellhörig. „Ein wahrer Traum, ein Paradies“, jubeln meine philippinischen Freunde. Ein spartanischer Ort, an dem man sich ganz auf die Sache konzentrieren kann, denke ich mir.

Die Gegend wird von kommunistischen Widerstandskämpfern kontrolliert, und deshalb hatte der Bürgermeister von Lake Sebu auch Bedenken, die Tagung zu genehmigen. Doch die Kommunisten haben versprochen, den Friedensgipfel nicht zu stören, „da er einem guten Zweck dient und alle gesellschaftlichen Gruppen an ihm teilnehmen“. Und auf das Rebellenehrenwort ist Verlass, sagt mein Freund Al Senturias im Brustton der Überzeugung.

Abends im Saal ist Ex-Präsident Ramos Hauptredner. Er will frei zu den Menschen sprechen und zelebriert – wie stets – das gleiche Ritual: Er wirft das vorbereitete Redemanuskript ins Publikum, der Stoß wirbelt durch die Menge. „Denk ich an die Zukunft der Philippinen, so denk ich an Mindanao. Und ich bin zutiefst besorgt über den Zustand und die Zukunft dieser wunderschönen Insel.“

Ramos wendet sich gegen eine Abspaltung der muslimischen Gebiete und gegen ein international überwacht Referendum über die Unabhängigkeit Mindanaos. „Warum sollen wir einen hausgemachten Konflikt internationalisieren? Von außen kann uns niemand helfen. Die Ursache für den Konflikt liegt bei uns selber und in unserer Gewaltkultur.“

Dennoch hat er Hoffnung. Sein Kalkül: Ein Waffenstillstand führt zu wachsendem Wohlstand und der wiederum begünstigt den Wunsch nach länger anhaltendem Frieden. „Wirtschaftliche Entwicklung ohne Frieden hat keinen Bestand. Frieden und Wohlstand gehen Hand in Hand.“ Was nicht von der Hand zu weisen ist, wie auch Ramos betont: „In Monaten des Waffenstillstandes hatte Mindanao immer die höchsten Wachstumsraten des ganzen Landes.“

Das stimmt zwar, aber Statistiken machen bekanntlich nicht satt. Deshalb will ich der Frage auf den Grund gehen, wie die armen Moslemfamilien den Waffenstillstand erleben. Ist ihr Lebensstandard wirklich gestiegen, seit die Waffen schweigen?

4. Flussfisch und Finsternis: Im Moslem-Flüchtlingslager

Abdul scheucht die Katze weg vom Fischkopf. Nicht das zottige Tier soll die Fischreste haben, sondern seine Frau und seine kleine Tochter. Die dürfen erst essen, wenn Abdul Abubakar, sein Sohn und seine Brüder fertig sind mit dem Essen. Abdul ist Moslem, und Frauen und Mädchen gehen erst zu Tisch, wenn die Männer satt sind. Flussfisch ist ein Festessen, und der wird auch nur serviert, weil ich zu Gast bin. Normalerweise gibt es Reis pur. „Du bist der erste Ausländer in diesem Haus“, sagt Abdul. „Ich bin so stolz.“

Abdul ist etwa so alt wie ich, von gedrungener Gestalt, mit dichtem schwarzem Haar. Der 30-Jährige ist Oberhaupt einer kleinen Familie und wohnt in einem Flüchtlingslager nahe Pikit auf der philippinischen Insel Mindanao. Nahe Pikit verlief eine Front im Bürgerkrieg zwischen der philippinischen Regierungsarmee und muslimischen Widerstandskämpfern.

Eine Million Menschen wurde im Jahr 2000 vertrieben, flüchtete vor den Bombardements der Kampfhubschrauber, vor Heckenschützen und Häuserkämpfen. Unter ihnen Abdul. Noch immer zieht Abdul den Kopf ein und blickt verstört gen Himmel, wenn immer er Hubschrauberrotoren hört.

Die Abubakars sind untergekommen in einem Flüchtlingslager, das aus armseligen Holzhütten ohne Strom und ohne fließendes Wasser besteht und fern der asphaltierten Straßen liegt.

Abdul arbeitet im christlichen College der Nachbarstadt Midsayap als Dozent für islamische Studien – für ein kleines Gehalt, das gerade reicht, um die Familie über die Runden zu bringen. Aber ohne Strom kann er sich abends nicht auf die Vorlesungen vorbereiten. Er kann seinen Kindern weder aus Büchern vorlesen noch mit seiner Frau Nachrichten schauen oder Radio hören. Vor Besuchern schämt er sich seiner engen Behausung. Es ist ihm peinlich, dass seine Frau kein Englisch spricht, dass seine Hütte weder Toilette noch Gästezimmer hat.

Was bleibt, ist das Vertrauen auf Allah und bessere Zeiten. Kurz bevor die tropische Sonne untergeht, also abends gegen sechs, hält Abdul das Gebet. Nach Einbruch der Dunkelheit wird gegessen, Reis mit oder ohne Beilage, und dann noch vor acht Uhr zu Bett gegangen.

Und ich wohne bei den Abubakars im Moslemslum. Mir ist mulmig zumute, als ich mich in der Hütte einquartiere. Denn die Elendsquartiere der Moslems sind Brennpunkte des Verbrechens.

Aber Abdul ist stolz, dass ich in seiner Kate zu Besuch bin. Seine Kinder bestaunen meine helle Haut und meine lange Nase – was auf den Philippinen als schön gilt, verrät mir mein Gastgeber. Nach dem Essen stapft er mit mir auf einem finsternen Trampelpfad durch ein Reisfeld zum Nachbardorf und stellt mich seinen Brüdern vor. Beim sechsten oder siebten Bruder höre ich auf zu zählen – und frage ihn, wie viele Geschwister er denn habe. „Das weiß ich nicht so genau“, sagt er – und ich wundere mich. Klar, fällt es mir kurze Zeit später ein: In der Diktion der Moslems ist ein Freund ein Bruder. Und deshalb nennt Abdul mich auch „Brother Steffen“, nachdem ich bei ihm Quartier genommen habe.

Abdul und seine Frau sind aus ihrem Schlafdeck ausgezogen und haben mir ihre harte Holzpritsche überlassen. Ein Moskitonetz haben sie über meine Bettstatt gespannt – sie seien immun gegen piesackende Mücken, aber ein weißer Ausländer sicher nicht – selbst wenn er sich unters Laken

verkieche („They love the sweet German blood and the white skin“). Abdul und seine Frau verbringen die Nacht in einer Hängematte eine Treppe weiter unten.

Unruhig werde ich, als sich der Raum mit dunklen Gestalten füllt, kurz nachdem wir zu Bett gegangen sind. Drei, vier Männer kauern sich in der Küche auf den Boden. Was die wohl vorhaben? Ich male mir schaurige Szenarien aus. An Schlaf ist nicht zu denken. Dreißig Grad auch bei Nacht, die Büffel brüllen, die Grillen zirpen, die Mücken surren. Abdul schnarcht. Erst kurz vor Mitternacht übermannt mich auch der Schlaf.

Am nächsten Morgen weckt mich gegen vier Uhr Abduls Morgengebet. Aus allen Hütten dringen die Koransuren vorbetender Familienoberhäupter an mein Ohr. Ich stoße erst nach dem Gebet zur Familie. Wir waschen uns im Morgengrauen am Brunnen. Mit einem durchgeschnittenen Kanister schöpft Abdul schmutziges Wasser aus dem mit Brettern befestigten Erdloch. Er warnt mich davor, aus dem Brunnen zu trinken, und bietet mir Wasser aus einer Plastikflasche an. Vor sechs sind wir zu Fuß unterwegs, drei Kilometer bis zur Straße, wo wir ein Tricycle, eine Art Motorradtaxi, anhalten wollen. Abdul weist auf vereinzelte Höfe am Wegrand: „Da wohnen auch vertriebene Christen.“

Wer denn die Leute gewesen seien, die sich nachts in der Küche einquartiert hätten, will ich nun wissen. Abdul wirkt froh und erleichtert. „Ach, das waren meine Brüder. Es ist nachts so gefährlich hier. Und da jeder im Flüchtlingslager von Deiner Ankunft wusste, habe ich sie gebeten, Dich zu beschützen und für Deine Sicherheit zu garantieren.“

Abdul und seine Familie hoffen, dass sich ihr Leben verbessern wird, wenn die Moslemrebellens und die Regierung erst einen Friedensvertrag unterzeichnet haben. Abdul träumt davon, endlich seine arme Flüchtlingsunterkunft befestigen und ausbauen zu können – ohne die Angst im Nacken, wieder vertrieben oder bombardiert zu werden.

Die Chancen für den Frieden stehen so gut wie lange nicht. Seit Ende 2004 verhandelt die muslimische Rebellenorganisation MILF in Malaysia mit der philippinischen Regierung über die Aufnahme formeller Friedensverhandlungen. Die Regierung hat erkannt, dass sie die Rebellion der Moslems nicht gewaltsam niederschlagen kann und strebt nun ernsthaft eine Lösung am Verhandlungstisch an.

Seit fast zwei Jahren hält der brüchige Waffenstillstand, der jetzt von Soldaten und Polizisten aus Malaysia, Brunei und Libyen überwacht wird. Diese internationale Friedenstruppe, die Abdul und seiner Familie so viel Hoffnung gibt, will ich kennen lernen.

5. Scharmützel und SMS: Unterwegs mit einem Major General

Dass ich den Chef jenes Internationalen Monitoring Teams treffen kann, den Malaysier Major General Dato‘ Zulkifeli Bin Mohamad Zin, erfahre ich an einem Samstag per Handy-Kurzmitteilung (SMS).

Professor Abhoud Lingga, ein Vordenker der Moros, den ich schon aus Deutschland kenne, lädt mich ein nach Cotabato City. Die meisten Interviews auf den Philippinen werden spontan und per Mobiltelefon vereinbart; sogar mit Ministern, Generälen und Senatoren. Terminanfragen per Fax oder Mail, womöglich Wochen vorher, laufen ins Leere. Als die SMS eintrifft, halte ich mich gerade in Manila auf, in meiner kleinen Kammer, neben der Bibliothek einer Frauenrechtsorganisation.

Manila ist ein stinkender Moloch. Günter Grass hat Kalkutta einmal beschrieben als „Haufen Scheiße wie Gott ihn fallen ließ“. Das passt problemlos auch auf Manila. Die philippinische Hauptstadt ist einer der hässlichsten Flecken auf Erden. Mindestens 15 Millionen Menschen leben hier, so genau weiß das niemand, weil man in den weitläufigen Slums – den größten Asiens – keine Volkszählung machen kann. Die Stadt liegt immer unter einer Smoglocke. Die Straßen sind stets verstopft, außer am ersten Weihnachtstag und Karfreitag. Für jede Wegstrecke, und sei sie noch so kurz, brauche ich mindestens eine Stunde. Allein die Durchquerung meines Stadtteils Quezon City (hier fand der brutalste Boxkampf aller Zeiten statt, der „Thrilla of Manila“ zwischen Muhammad Ali und Joe Frazier) dauert so lang wie eine Autofahrt von Köln nach Düsseldorf.

Als ich in Manila ankomme, dauert die Regenzeit noch an. Regen in den Tropen ist so, als stürzten Flüsse aus dem Himmel. Manila ist meine Basis, aber nicht Schauplatz meiner Recherchen. Dafür muss ich in den Süden, nach Mindanao, wo die aufständischen Moslems leben.

Vertreter der Deutschen Botschaft haben mir davon abgeraten, dauerhaft in Mindanao zu wohnen. Eigentlich warnen sie sogar grundsätzlich vor Reisen in den Süden der Philippinen. Zu groß sei die Gefahr, Opfer terroristischer Gewalttaten oder ordinärer Straßenräuber zu werden. Doch ich habe viele Freunde vor Ort, die mir helfen, mich beschützen und für meine Sicherheit garantieren.

Professor Lingga lädt mich für den folgenden Montag nach Cotabato City, Hauptstadt der Provinz Maguindanao, ein. Dort will der hochrangige General Dato‘ Zulkifeli Bin Mohamad Zin zur einflussreichen Gemeinschaft der Moslems sprechen und Arbeit und Kompetenzen seines Teams vorstellen. Ich fliege also von Manila nach Cotabato.

Cotabato City ist ein gefährlicher Ort. Nicht wegen der Moslemrebellens, sondern wegen der Banden, Kidnapper, Banditen und Wegelagerer. Einer

meiner Bekannten wurde kurz vor meiner Reise in Cotabato angeschossen. Die Kugel traf ihn in der Schulter. Der Räuber hatte es auf sein Handy abgesehen. Vor den Toren der Stadt, in einem Reisfeld neben der Fernstraße nach Davao, wurde kürzlich ein berühmter indonesischer Terrorist von der Armee erschossen. Busse und Privatwagen werden, wie im Wilden Westen, auf der Nationalstraße regelmäßig ausgeraubt, „Highway Robbery“ nennt die Polizeistatistik dieses Delikt. Meine philippinischen Freunde empfehlen mir daher, in abgerissenen Klamotten zu reisen und die Baseballmütze tief in die Stirn zu ziehen. Denn wenn ein Weißer im Bus sitzt, erfahren das die Banditen ganz schnell per SMS.

Am Flughafen Cotabato erwartet mich – niemand. Mit einem klapprigen Zweitakter-Motorrad, das eigentlich zu schwach ist, um den Fahrer und mich zu tragen, lasse ich mich zum Tagungshotel, einem schäbigen Ort mit dem klangvollen Namen Pacific Heights (weder das Meer noch eine Anhöhe sind zu sehen) bringen.

Dann die Pleite: der Major General ist nicht da, er hat seinen Stellvertreter entsandt. Ich bin verärgert, immerhin kostet es viel Geld und zwei Recherchetage, von Manila nach Cotabato zu gelangen. „Hätte mich denn niemand informieren können, dass der Major General gerade in Manila ist? Das hat er sich doch nicht erst heute Morgen überlegt“, schimpfe ich. „Wieso?“, fragt mein Gastgeber ratlos. „Sein Stellvertreter ist doch auch ein interessanter Gesprächspartner.“ Typisch Asien, denke ich. Statt einen Termin abzusagen, weil der Hauptredner fehlt, lieber das Programm mit einem B-Gast durchziehen, so können alle das Gesicht wahren.

Und dann fällt mir die Geschichte ein, die mir der Büroleiter der Konrad-Adenauer-Stiftung in Manila erzählt hat. Zu Beginn seiner Arbeit auf den Philippinen hatte er für einen Moslemkongress die philippinische Präsidentin als Schirmherrin gewonnen. Voller Stolz erwartete er den hohen Besuch. Im letzten Moment sagte Gloria Macapagal-Arroyo ab – und schickte als Vertretung weder Minister noch Staatssekretär, sondern – ihre Tochter! Als Zeichen der Wertschätzung. Okay, denke ich. Es hätte schlimmer kommen können. Besser der Stellvertreter als der Sohn des Major Generals. Schmollend also höre ich mir den Vortrag dieses Stellvertreters an.

Drei Wochen später aber treffe ich den Major General aus Malaysia tatsächlich, auf einem Friedensgipfel in Lake Sebu.

Die philippinischen Militärs schätzen den Vermittler, weil er „einer von ihnen“ ist. Bei der Rebellenorganisation MILF genießt Major General Zin hohes Ansehen, weil er Moslem ist. Eigentlich hätten die Filipinos gerne den südlichen Nachbarn Indonesien in der Vermittlerrolle gesehen. Denn Indonesien ist die größte islamische Nation der Welt. Und Superlative zählen in Asien mehr als reale Macht („Das höchste Hochhaus“ in Taipeh,

„Der größte künstlich erschaffene Wasserfall“ in Singapur). Malaysia hat nur knapp 25 Millionen Einwohner, erzählen mir befreundete Moslems skeptisch – und sei deshalb als Vermittler nicht so geeignet; in Indonesien hingegen leben 210 Millionen Menschen. „Aber Indonesien hat gerade wohl zu viele innere Probleme mit der Terroristenbekämpfung, um die Vermittlerrolle auszufüllen“, fügen sie bedauernd hinzu. Dass das Pro-Kopf-Einkommen im kleinen Malaysia doppelt so hoch ist wie auf den Philippinen oder in Indonesien und dass die Wirtschaft in dem muslimischen Musterstaat brummt, ringt den Filipinos keinen Respekt ab.

Major General Zin ist von gepflegter Erscheinung, Anfang 50, mittelgroß, mit sorgfältig gestutztem Schnurrbart, grau-braunem Haar und gerader Haltung. Er tritt auf wie ein Diplomat und sieht aus wie ein Politiker. Den Smalltalk beherrscht er. Wie Deutschland die Wiedervereinigung verkraftet habe, fragt er mich; wie es um den deutschen Fußball bestellt sei und wie ich das umstrittene eckige Heck des 7er BMW fände. Viele fähige deutsche Generale hätte er kennen gelernt, auf Lehrgängen in Washington. Und auf die deutschen Polizisten hält er große Stücke. „Die haben beim Wiederaufbau im ehemaligen Jugoslawien eine so gute Ausbildungsarbeit geleistet.“

Der Mann strahlt Zuversicht aus, auch was seinen Job betrifft. „Ich bin sehr optimistisch. Der Waffenstillstand hält“, sagt er mit einem Lächeln. „So eine Chance kommt nie wieder.“ Unsere Wege werden sich noch zwei, drei weitere Male kreuzen. Zufällig. Denn der Kommandeur und sein Monitoring-Team haben vor allem eine Aufgabe: auf beiden Seiten, bei Rebellen und bei der Regierung, für Vertrauen zu werben. Und dafür muss er, genau wie ich, durch den Süden der Philippinen, in die Moslem-Hochburgen reisen.

Es ist ein waffenloses Mandat; keines seiner Teammitglieder trägt Uniform oder Pistolen. Die internationalen Experten müssen vermitteln, wenn es zu Scharmützeln kommt, und Übergriffe dokumentieren. Das Team soll die Eskalation von lokalen Konflikten verhindern; sich also dafür einsetzen, dass sich ein Geplänkel irgendwo im Niemandsland nicht zum inselweiten Krieg ausweitet.

Eine heikle Aufgabe. Denn das Misstrauen sitzt tief auf beiden Seiten. An den Frieden scheinen die Soldaten der philippinischen Armee nicht recht zu glauben. An allen Brücken, wichtigen Straßenkreuzungen und alle paar Kilometer halten die Militärs bewaffnete Kontrollposten besetzt. Die Brücke vor Pikit ist geschützt durch Sandsäcke. Schlecht bewaffnete Soldaten in olivgrünen T-Shirts untersuchen alle Autos auf Waffen. Ich kann alle Posten ohne Kofferraum-Check und Leibesvisitation passieren.

Die Kontrollen sind weder überkandidelt noch übertrieben. Denn ab und zu überfallen marodierende Rebellen oder außer Kontrolle geratene versprenge Einheiten – so genannte „Lost Commands“, Außenposten der

Armee. Rebellenführer wiederum wollen sich vor ihren Kameraden als harte Hunde profilieren – oder persönliche Rechnungen mit Ortskommandeuren begleichen. Vor allem im Westen Mindanaos und auf den südlichsten Inseln Jolo und Basilan sind überdies Entführungen an der Tagesordnung. Militärs wiederum befehlen ohne Absprache mit der Präsidentin Angriffe auf Stellungen der Rebellen – unter dem Vorwand der Terrorbekämpfung. Übereifrige Befehlshaber wollen dadurch Ruhm erwerben; immerhin erklimmen kampferprobte Offiziere aus dem Süden die Karriereleiter am schnellsten.

Zu Zusammenstößen kommt es also häufig. Während ich in Midsayap in einem Schultheater sitze, bekomme ich eine SMS von meinem Freund Abhoud Lingga: Die philippinische Armee bombardiere am anderen Flussufer mit OV10- und Huey-Hubschraubern ein Haus, in dem Geheimpolizisten das Versteck von Terroristen vermuten. Neun Mann treiben nach dem Bombardement tot im Fluss: darunter aber kein einziger islamischer Terrorist. „Ein Präventionsschlag mit besten Absichten“, verteidigt sich das Militär. „Eine Provokation“, sagen die Rebellen. Solche Vorfälle können den Funken bilden, der das Pulverfass zur Explosion bringt. Und hier muss das Internationale Monitoring-Team vermitteln, um Schlimmeres zu verhüten.

Gemeinsam mit dem Internationalen Monitoring-Team verabreden Widerstandskämpfer und Regierung noch während meiner Anwesenheit auf den Philippinen ein Verfahren, um solche Zusammenstöße, die im offenen Krieg münden können, künftig ausschließen zu können. Sie wollen gemeinsam auf Streife gehen und zusammen Terroristen und Räuberbanden jagen. Wenn das Militär beabsichtigt, einen Terroristenunterschlupf hochzunehmen, sollen die Kommandeure die MILF vorher informieren. Während ich durch Mindanao reise, besteht diese „Task Force“ nur auf dem Papier, aber immerhin – ein Anfang ist gemacht. Beide Seiten loben die Arbeit des Monitoring-Teams – und fordern den Major General auf, „möglichst lange im Land zu bleiben“.

6. Diplomatie und Dogma: Im Camp der Moslemrebellen

Wer aber sind diese Rebellen, die anbieten, gemeinsam mit einer ihr eigentlich verhassten Regierungsarmee auf Streife zu gehen? Diese seltsamen Revolutionäre muss ich kennen lernen.

Zur Vorbereitung des Termins treffe ich mich mit dem Pressesprecher der MILF. Muslimische Freunde haben das Treffen eingefädelt. Eid Kabalu ist freundlich und konzilient, aber drückt sich um klare Aussagen und betet bekannte Propaganda und Worthülsen herunter.

Vielleicht erfahre ich ja mehr bei seinem Boss. Ich treffe Mohagher Iqbal, den Verhandlungsführer der MILF, am nächsten Morgen in deren Lager, 20 Autominuten von Cotabato City entfernt. Der Sohn des Pressesprechers fährt mich im Morgengrauen in einem klapprigen Auto, einem in die Jahre gekommenen blauen Straßenkreuzer, in das Rebellencamp.

Warum die MILF den Standort des Camps nicht geheim hält und warum keine bewaffneten Männer das Lager schützen, will ich von meinem Fahrer wissen. „Wir mussten damals Camps und Einflussphären benennen, die die Regierung nicht angreifen durfte“, sagt der 20-Jährige.

Da in großen Teilen Mindanaos Anarchie herrscht und die Staatsmacht die Kontrolle verloren hat, sorgen die Rebellen, ausgehend von ihren Camps, für Ruhe und Ordnung – als Ersatzpolizei und Verwaltung. Drogen etwa sind in der Einflussphäre der MILF verboten, Drogendealer werden „streng bestraft“, wie die Filipinos euphemistisch sagen. Ihnen wird also ins Knie geschossen. Die MILF betreibt sogar eigene Gerichte und Gefängniszellen und zieht – wie die Kommunisten im Norden der Philippinen – Steuern und Abgaben ein. Ein Staat im Staate.

Für die Regierungstruppen ist es ein leichtes, solche Camps anzugreifen, wie sie im Jahr 2000 auch demonstrierte, als Präsident Joseph Estrada (genannt „Erap“, der Kumpel) der MILF den „totalen Krieg“ erklärte. Damals nahmen Regierungstruppen Camp Abubakar, die Kommandozentrale, im Handstreich ein. Auf den rauchenden Trümmern des Lagers gab Erap ein Fest mit Bier und Schweinefleisch, um die Moslems zu demütigen. Diese abstoßende Zeremonie hat ihm die Gemeinschaft der Moslems nie verziehen – Erap unterminierte das Vertrauen in den philippinischen Staat nachhaltig, das sein Vorgänger im Präsidentenamt Ramos mühsam aufgebaut hatte.

„Der Angriff war ein Strohfeuer. Militärisch war das völlig sinnlos“, analysiert MILF-Sprecher Eid Kabalu. Er richtete im Gegenteil sogar Schaden an: Denn fortan lieferten sich die Rebellen keine offenen Feldschlachten mehr mit der Armee, sondern gingen zur Taktik „hit and run“ über. Sie überfallen die Militärposten mit mobilen Einsatzkommandos und ziehen sich dann wieder in den Schutz des Dschungels oder in die Berge zurück. Die Camps sind nur mehr symbolische Schaltzentralen, die den Herrschaftsanspruch der MILF über das Land und ihre Verwaltungshoheit manifestieren sollen.

Das Camp, in dem sich der Verhandlungsführer der Moros aufhält, ähnelt einem spanischen Herrensitz. Ein schweres Eisentor schützt das Lager. Umherstehende Männer lachen uns zu, als der Sohn des Pressesprechers auf den Kiesparkplatz steuert. Bunte Blumen blühen, Vögel singen, die Schnellstraße ist nicht zu hören. Ein sonniger Tag bricht

an. Den Verhandlungsführer Mohagher Iqbal treffe ich auf einer von Grün umsäumten Terrasse, einen Steinwurf von dem Herrenhaus entfernt.

Ich habe einen wettergegerbten Ex-Rebellen erwartet, einen Mann mit Kopfbedeckung oder Bart. Stattdessen treffe ich einen gebräunten, glatt rasierten Mann mit kurzen Haaren im hellen Anzug. Einen Verhandlungsführer mit Pokerface. Kein Hauch von Lächeln umspielt seinen Mund. Er verliert kein unnötiges Wort, wartet auf meine Fragen – und antwortet sybillinisch und einsilbig. Und er will offenkundig nicht provozieren durch martialische Äußerungen.

Stattdessen präsentiert der oberste Diplomat der Rebellen einen detaillierten Katalog offener Fragen – seine Roadmap für die Verhandlungen. „Die Regierung hat ihre Lektion gelernt. Verhandeln ist billiger als kämpfen – für beide Seiten“, sagt Mohagher Iqbal. „Für uns ist die Verhandlung ein Kampf mit anderen Mitteln.“

Mohagher Iqbal ist ein Widerstandskämpfer der ersten Stunde. Er gehörte zu jenen Studenten, die 1968, als die Demonstrationen muslimischer Studenten gegen die Regierung begannen, in vorderster Reihe marschierten. Er kämpfte gemeinsam mit den Helden des Moro-Widerstandes wie dem späteren MILF-Gründer Hashim Salamat und Nur Misuari im Untergrund gegen den Diktator Marcos. „Wir haben die besten Jahre unseres Lebens im Dschungel verbracht“, sagt Iqbal.

Ob sich die Rebellen mit der Regierung auf Basis der philippinischen Verfassung einigen werden, frage ich – also, ob sie von der Idee eines unabhängigen Moslemstaates abrücken. Iqbal: „Wir sind eine revolutionäre Gruppe. Die Verfassung hat für uns keine Bedeutung.“ Aber wenn die Verfassung nun einmal keine Sezession zulässt – was dann?“ frage ich. „Das ist das Problem der Regierung. Das muss die Präsidentin lösen“, sagt er, um hinzuzufügen: „Wir haben genug damit zu tun, unsere Leute zu überzeugen, einem Friedensabkommen zuzustimmen.“

Apodiktische Worte. Tatsächlich gibt sich die MILF hinter verschlossenen Türen verhandlungsbereit. „Die MILF glaubt nicht mehr wirklich an einen unabhängigen philippinischen Moslemstaat, sondern trägt diese Forderung nur noch als Drohung vor sich her“, sagt Klaus Preschle, Leiter des Büros der Konrad-Adenauer-Stiftung in Manila, der den Friedensprozess zwischen Christen und Moslems seit Jahren beobachtet und unterstützt.

Die MILF verhandelt mit der Regierung im Wesentlichen über vier Aspekte.

Wie kann eine muslimische Rechts- und Sozialordnung für den Süden der Philippinen aussehen?

Wie kann Mindanao nach 30 Jahren Bürgerkrieg befriedet und dem Recht wieder zur Geltung verholfen werden?

Wie kann ehemaligen Dschungelkämpfern der Start ins Zivilleben erleichtert werden?

Und – als schwierigster Punkt – wem gehört das Land der Ahnen, wie kann das Landrecht neu gestaltet werden?

Denn immerhin wurden die Moslems vor hundert Jahren von den amerikanischen Kolonialherren um ihren Grund und Boden betrogen. Siedler aus dem Norden und amerikanische und japanische Konzerne nahmen das Land in Besitz, das seit Generationen in Hand muslimischer Familien und animistischer Ureinwohner, der Lumad, gewesen war.

Siedler und Kolonialherren ließen von 1903 an die Landtitel in die Grundbücher eintragen und sicherten sich so Gebiete, die eigentlich den Moros und Bergstämmen gehört hatten – nachdem die Amerikaner das Moro-Land zum „Public Land“ (Öffentliches Land) erklärt hatten. Während die Siedler und Konzerndirektoren mit Notaren und Katasterämtern vertraut waren, hatten die Moslems ihre Ansprüche niemals schriftlich fixiert, sondern ihren Grund stets in mündlicher Tradition vererbt.

Diesen historischen Betrug will die MILF nun rückgängig gemacht sehen – nicht allein aus ideologischen oder nostalgischen Gründen, sondern aus handfesten wirtschaftlichen Interessen: weil im 21. Jahrhundert damit Bohrrechte für Öl, Schürfrechte für Mineralien und Erweiterungsgebiete für Plantagen verbunden sind.

Andererseits kann die Regierung die heutigen Landbesitzer nicht mit einem Federstrich enteignen, da auf den ehemaligen Ländereien der Moslems mittlerweile Millionen Nachkommen christlicher Siedler wohnen. Ein schwieriges Problem, dessen Lösung vieler Gespräche bedarf und Monate, einige Beobachter glauben sogar Jahre dauern wird.

7. Gottesstaat und Vetternwirtschaft:

Wie eine Moro-Republik aussehen könnte

Was also soll herauskommen bei den Friedensverhandlungen? Haben sich die Verhandlungsführer aus den Wolkenkuckucksheimen verabschiedet oder ist ihr Chef-Diplomat, der einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, ein Wolf im Schafspelz? Meint die MILF es Ernst mit dem Frieden?

Ich überprüfe den Gehalt seiner Aussagen bei einem, der es wissen müsste: Edgardo Ramirez, Jurist und einer der Architekten des Friedensabkommens, das der philippinische Präsident Ramos 1996 mit der damals dominierenden muslimischen Rebellenorganisation MNLF schloss.

„Ich bin optimistisch, dass die MILF und die philippinische Regierung Frieden schließen werden, aber das kann dauern“, sagt Ramirez, den ich in der Notre Dame Universität Cotabato City treffe. „Im Moment fordern die Moros Unabhängigkeit, aber sie sind auch offen für andere Optionen.“

Für die politische Neuordnung des Moro-Landes gibt es drei Optionen:

- eine erweiterte Autonomie
- den Wechsel vom zentral gelenkten und verwalteten Staat zu einem föderalen System
- einen unabhängigen Moro-Staat

Tatsächlich träumte die Elite der Moslems vor kurzem unisono noch von einem unabhängigen Staat – und verwies aufs Vorbild Osttimor. Das christliche Osttimor erlangte die Unabhängigkeit vom muslimischen Indonesien vor drei Jahren.

Intellektuelle wie Professor Abhoud Lingga machten sich stark für ein Referendum – eine Volksbefragung – über die Unabhängigkeit Mindanaos von den Philippinen. „Lasst die Bewohner Mindanaos selbst entscheiden, was sie wollen“, so Abhoud Lingga. „Ein Referendum packt das Übel bei der Wurzel. Wir pochen auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker.“

Skeptiker halten das mittlerweile allerdings für Traumtänzerie; zumal das verarmte und weitgehend isolierte Ost-Timor ein abschreckendes Beispiel liefert. Die internationale Staatengemeinschaft, selbst die Gemeinschaft Islamischer Staaten (OIC), würde einen unabhängigen Moro-Staat allenfalls halbherzig unterstützen, geschweige denn anerkennen. „Landesteile in die Unabhängigkeit zu entlassen als Allheilmittel für eine Beilegung von Konflikten ist aus der Mode geraten in der internationalen Staatengemeinschaft. Föderale Lösungen oder erweiterte Autonomierechte für nationale Minderheiten werden heute lieber gesehen“, erklärt Ramirez.

Viele Fragen, wie ein Moro-Staat aussehen könnte, sind zudem selbst unter den Moros umstritten. Denn ein unabhängiger Staat bräuchte eine eigene Notenbank, eine eigene Armee, eine eigene Währung, eigene Häfen und Flughäfen – und zurzeit ist in Mindanao nicht einmal genug Geld vorhanden für vernünftige Straßen ohne Schlaglöcher. Außerdem würde ein neuer Moro-Staat mit einer Hypothek starten, schließlich müsste Mindanao einen Teil der hohen philippinischen Staatsschulden übernehmen.

Wie sollte der neue Staat organisiert sein? Als Theokratie nach islamischem Recht (Shari'ah) und Staatsaufbau, orientiert am Vorbild Iran? Als Taliban-Staat mit sittenstrenger Auslegung des Koran? Oder als toleranter, föderaler Staat mit einem Sultan, Datu oder Wahlkönig an der Spitze wie Malaysia? „Abgesehen davon, dass beispielsweise die Frage offen ist, was mit den Immobilien christlicher Siedler geschehen würde, die nicht in einem philippinischen Moslemstaat leben wollen“, warnt Ramirez.

Mit Vertreibung und Enteignung jedenfalls dürfe der neue Staat nicht starten, da sind sich auch die Befürworter einer Abspaltung einig. All diese Fragen haben die Intellektuellen nicht abschließend beantwortet, und so scheint der Ruf nach einem Referendum innerhalb der nächsten drei bis fünf Jahre und nach einem unabhängigen Moro-Staat illusorisch.

Angesichts dieser Herausforderungen machen sich viele Moros stattdessen für einen föderalen Staat stark, in dem sie beispielsweise über die Bildungspolitik ihre kulturelle Identität verwirklichen können. Das klingt in der Theorie sinnvoll, ist in der Praxis aber kompliziert. „Föderalismus nur für Mindanao – das geht nicht. Wenn, dann müssten die Philippinen komplett in einen föderalen Staat umgewandelt werden. Es würde Jahre dauern, die Verfassung zu ändern und Tausende Gesetze und Verordnungen neu zu schreiben“, weiß der Jurist Ramirez.

Deshalb fordern viele Pragmatiker, bis zur Realisierung eines föderalen Staates den Spielraum besser zu nutzen, den ihnen die Autonomie jetzt schon bietet. „Sezession ist gar nicht nötig – wie soll ein unabhängiger Staat funktionieren, wenn wir es noch nicht einmal hinbekommen, eine vernünftige Autonomieregierung zu organisieren?“, sagt der Kongressabgeordnete Gerry Salapuddin, dem viele eine steile Karriere in der Autonomiebehörde zutrauen. „Wir brauchen eine funktionierende Autonomie, danach kann man über weitere Optionen sprechen.“

Das meint auch Ramirez: „Die Autonomiebehörde krankt wie der gesamte Staat an Nepotismus, Vetternwirtschaft, Korruption und mangelndem Veränderungswillen. Da unterscheiden sich die Moslems kein Deut von der Nationalregierung im Präsidentenpalast. Wir haben noch überhaupt nicht richtig probiert, die Sache in die eigene Hand zu nehmen. Wir sollten die Möglichkeit, innerhalb der bestehenden Autonomie etwas zu verändern, nicht einfach achtlos verwerfen“.

8. Halal-Huhn und Perlentaucher:

Wie Mindanao zu Wohlstand kommen könnte

Da in der Frage nach Umgestaltung der Verfassung und des politischen Systems ein zähes, langes Ringen unvermeidbar ist, setzen viele junge Moslems in Erwartung schneller Erfolge jetzt auf die wirtschaftliche Entwicklung ihres Landes und den Aufbau einer ökonomischen Avantgarde.

Einer von ihnen ist Ishak Mastura. Er ist Anfang 30, hat ein rundes lustiges Gesicht. Hinter den Brillengläsern blitzen wache, intelligente Augen hervor. Ishak ist Wirtschaftsstaatssekretär der Autonomen Moslemregion Mindanao.

Sein Vater ist ein bekannter Historiker, Vordenker der Rebellenorganisation MILF und einer der einflussreichsten Männer Mindanaos.

Ishak darf den Ehrentitel Datu führen. Die Macht der Datus ist in keinem Gesetzbuch festgeschrieben – doch ohne ihren Willen läuft nichts in den muslimisch kontrollierten Gebieten. Die Datus beginnen und beenden Blutfehden. Sie ziehen die Fäden im Hintergrund und versammeln die Einwohner ganzer Dörfer und Stadtteile als ergebene Klientel hinter sich – ein Machtfaktor bei Wahlen.

Zu Einfluss gelangten die Datus zu Zeiten der amerikanischen Kolonialherrschaft. Sie kollaborierten mit den Kolonialherren, sicherten sich dadurch Wohlstand und Macht und stellten im Gegenzug die muslimische Bevölkerung ruhig. Am Ende der Kolonialzeit hatten sich die Datus eine Position erarbeitet, die der Macht der spanischstämmigen Landlords im Norden der Philippinen in nichts nachstand. Das Datu-System hat in der Provinz alle Revolutionen und Zeitenwenden überdauert.

Mastura gehört zu jener Gruppe muslimischer Intellektueller, die nicht mehr vorwiegend auf einen unabhängigen Moro-Staat pochen, sondern über eine Ankurbelung der Wirtschaft die Lebensbedingungen der Moslems verbessern und den politischen Einfluss der Moros in Manila mehren wollen. „Wer das Geld hat, hat die Macht“, sagt Mastura.

Wir treffen uns im Innenhof eines Hotels und trinken ein Dosenbier. „Im Koran steht nicht, dass Alkohol verboten ist. Es ist nur verboten, betrunken zu sein“, sagt Mastura. Wie es sich in einem säkularen europäischen Staat lebt, will Mastura wissen. Ob ich die Trennung von Kirche und Staat für eine Errungenschaft halte und das Erbe der französischen Revolution schätze.

Ich bin verblüfft. Selten sind Filipinos zynisch oder ironisch, noch seltener interessieren sie sich für Europa, geschweige denn für Deutschland. Hitler, den kennen immer alle. Autos von Mercedes, Küchen von Miele und Klingen aus Solingen genießen einen guten Ruf. Darauf reduziert sich im Wesentlichen das Deutschlandbild der Filipinos.

Ihr mangelndes Interesse an Europa liegt in der kolonialen Vergangenheit der Philippinen begründet. Denn das gelobte Land der Filipinos liegt im Osten: In Amerika. Sie heißen gut, was aus den USA kommt. Und das erinnert an die Bundesrepublik der Nachkriegsjahre. Gut ist McDonald's, Coca Cola, Hollywood. Philippinische Schüler lernen mehr über den amerikanischen Bürgerkrieg als über ihre eigene Geschichte.

Umso verblüffter bin ich, dass Ishak mit mir Fragen diskutieren will, über die ich mir lange keine Gedanken mehr gemacht habe. Das Erbe der französischen Revolution? Die Überwindung des Kommunismus? Ob ich die These vom Zusammenstoß der Kulturen und Zivilisationen, die Auseinandersetzung von Nord und Süd, Christentum und Islam, den

prophezeiten „clash of the cultures“, glaube. Ob ich die Einheit Europas als Chance betrachte?

Muslimische Wirtschaftswissenschaftler jedenfalls bewundern die europäische Einigung und träumen von einer Südostasiatischen Union, in der sie mit ihren muslimischen Nachbarn unbürokratisch handeln können. Kern soll die so genannte BIMP-EAGA sein, eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit der ostasiatischen Nachbarstaaten Brunei, Indonesien, Malaysia und Philippinen (BIMP) – die East ASEAN Growth Area (EAGA).

Pläne für gemeinsame Projekte liegen bereits in den Schubladen. Die Produktion von Halal-Nahrungsmitteln etwa, Speisen also, die nach speziellen muslimischen Regeln, Hygienevorschriften und Reinheitsgeboten zubereitet wurden. „Die Halal-Industrie ist ein Markt mit einem Volumen von 50 Milliarden Dollar“, sagt Mastura.

Halal-Geflügel beispielsweise ließe sich gut vermarkten. Philippinische Farmer als Spezialisten für Geflügelzucht (Hahnenkampf ist Volkssport Nummer eins) mästen und schlachten Hühner, die Indonesier liefern das preiswerte Futtermittel dafür, die in Logistik erfahrenen Malaysier erledigen die Verschiffung; Brunei nutzt seine Handelskontakte in den Nahen Osten und in die arabische Welt, um das Halal-Huhn zu vermarkten. Dieses Konzept erklärt mir Ishak, bevor er seinem Fahrer (der offenbar auch als Laufbursche fungiert) ein paar Befehle zubellt, und ein Wachmann schließlich Calamansi-Juice mit Eiswasser bringt. „Wir wollen in der islamischen Welt das Label etablieren ‚Made in the Autonomous Region in Muslim Mindanao‘.“

Eine Zusammenarbeit mit den Nachbarländern empfehlen auch deutsche Entwicklungshelfer: etwa für den Handel mit Perlen, die muslimische Taucher im Südchinesischen Meer aus dem Meer fischen, oder für die Gewinnung und Verarbeitung von Speisealgen, die in Restaurants nach Japan und Korea exportiert werden. Taucher wären an touristischen Reisepaketen interessiert, die die schönsten Riffe in Malaysia, Indonesien und den Philippinen umfassen. „Die Philippinen müssen ihre Angst vor Konkurrenz aus dem Ausland und vor einer Marktöffnung überwinden. Sie würden im Gegenteil sogar profitieren“, sagt Mastura.

Der junge Wirtschaftsstaatssekretär möchte Unternehmen mit Steuerbegünstigungen, Steuerstundung und einem einfachen Steuersystem in die muslimische Autonomiezone locken und an der Küste einen Ring von speziellen Exportzonen mit günstigen Zolltarifen und Freihäfen anlegen, um den Handel mit den Nachbarstaaten anzukurbeln. „Das können wir problemlos jetzt schon in Angriff nehmen, ohne dass wir die Verfassung ändern müssten“, sagt Mastura.

Noch ist das Zukunftsmusik, denn das Meer zwischen Indonesien, Philippinen und Malaysia wimmelt von Schmugglern und Piraten. Eine reale Gefahr: Nachts höre ich aus meinem Hotelzimmer in Cotabato City vom Meer her Maschinengewehrsalven. Seeräuber und Küstenwache liefern sich auf dem Meer Feuergefechte. Den Gefechten zum Trotz glauben Wirtschaftsfachleute wie Mastura, dass die Wasserstraßen in der Sulu-See einmal eine bedeutende Ausweichroute darstellen könnte nach China, eine Alternativstrecke zur ebenso berüchtigten wie piratenverseuchten Straße von Malakka – zumal auf vielen vorgelagerten Inseln Gas- und Ölvorkommen vermutet werden. „Wenn wir erst Frieden haben, wird dieses Land einen großen Aufschwung erleben.“

9. Geschäfte aufmachen statt Geld verprassen: Warum Moros Firmen gründen müssen

„Wir können nicht warten mit der Entwicklung des Landes bis Frieden ist. Wir müssen die Wirtschaft jetzt entwickeln“, sagt Professor Abhoud Lingga, Leiter des Zentrums für islamische Studien in der Moslemhochburg Cotabato City. Den besuche ich am Morgen nach der Diskussion mit Ishak Mastura. „Wir brauchen muslimische Existenzgründer“, sagt Lingga. „Alle profitieren, wenn wir endlich eine Moslem-Gründerszene haben.“

Seine Fokussierung auf Wirtschaftsthemen überrascht mich. Eigentlich wollte ich Lingga ins journalistische Kreuzverhör nehmen und, mit gebotenen Respekt, als Traumtänzer bezeichnen. Denn er ist eigentlich einer der eifrigsten Vorkämpfer für einen unabhängigen Moro-Staat. Darüber will er aber an diesem Morgen überraschenderweise gar nicht reden, die wirtschaftliche Entwicklung der Moslemregion ist ihm neuerdings viel wichtiger.

Woran hapert es da? Linggas Bannstrahl richtet sich gegen die vielen untätigen Filipinos, die seiner Meinung nach von der Hand in den Mund leben – und das Geld, das ihnen Verwandte aus Dubai, Hongkong oder Brunei schicken, verprassen statt es zu investieren. „Gebt Euren Verwandten kein Geld, gebt ihnen Jobs oder gebt ihnen die Mittel, eine Firma aufzubauen.“

Lingga wettert nicht ohne Grund. Denn die Bilder gleichen sich tatsächlich in allen philippinischen Städten. Junge Männer im arbeitsfähigen Alter hungern auf den Straßen herum oder sitzen vor ihren Häusern, trinken San Miguel aus Dosen und widmen sich im übrigen der Zucht von Kampfhähnen, während ihre Verwandten als Seeleute auf den Weltmeeren, Ölarbeiter in der saudischen Wüste, Putzfrauen in Hongkong und Kellnerinnen in Dubai sechs Tage pro Woche schufteten, in Schlafsälen hauseten, Rassismus und

Gewalt über sich ergehen lassen, um ein paar hundert Dollar nach Hause zu schicken. „Es ist eine Schande, Millionen der besten und fleißigsten Filipinos arbeiten sich in Übersee halb zu Tode und ihre Verwandten geben dieses hart verdiente Geld für Konsumgüter aus statt ein Business aufzubauen“, zürnt Lingga.

Deshalb will er seine muslimischen Glaubensbrüder dazu ermuntern, das Geld, das ihnen die Verwandten schicken, zu investieren, und in seinem Institut für Bangsamoro Studien Trainingskurse für Unternehmensgründer anbieten. Sie sollen lernen, wo sie Kredite bekommen, wie sie ein Produkt verpacken und einen Preis festsetzen. „Wir sollten nicht länger darauf warten, dass Mercedes bei uns eine Fabrik baut. Wir müssen uns am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen.“ Selbst in unruhigen Zeiten: „Auch in Zeiten des Bürgerkrieges brauchen die Leute Handwerker und Waren. Wir behaupten gar nicht, dass die Zeit gerade gut ist zum investieren. Aber schlecht ist sie auch nicht. Wer in Krisenzeiten ein Geschäft gründet, wird in Friedenszeiten reich belohnt, denn dann zieht das Business an.“

10. Müllkippe und Kinderstrich: Die dunkle Seite der Philippinen

Bis dahin allerdings ist es ein langer Weg. Mindanao hat im philippinischen Vergleich die höchsten Geburtenraten und den höchsten Anteil an Analphabeten. Die Moslemregionen sind so arm und auch überbevölkert, dass viele ihrer Bewohner Mindanao verzweifelt verlassen. Sie wandern nach Malaysia aus oder suchen ihr Glück in Manila und auf reicheren Inseln wie Cebu, der so genannten „Queen City of the South“. Viele enden in den Slums der Großstädte, als Bettler, Tagelöhner – oder Prostituierte.

Pater Heinz Kulüke von den Steyler Missionaren erlebt in Cebu jeden Tag eine schreckliche Trinität: Erst besucht der Missionar und Philosophieprofessor die Müllmenschen auf einer der drei Deponien um Cebu; dann kümmert er sich um Straßenkinder, die hungrig oder dumpf vom geschnüffelten Klebstoff in Downtown vegetieren; dann besucht er jugendliche Prostituierte, die ihre Körper für das Überleben ihrer Familien verkaufen.

Auf der Deponie Mandaue vegetieren 100 Familien. 100 bis 150 Peso (1 bis 2 Euro) verdienen die Familien am Tag durch Müllsammeln. Sie holen alles Verwertbare aus dem Müll heraus. Kleider, Bauholz, Essen – alles, was sie zum Leben brauchen, kommt aus dem Müllberg. Wer krank wird, stirbt schnell im Müll. Kranke sind nach zwei, drei Tagen tot – gestorben an Durchfall oder Lungenentzündung. Vergangenes Jahr gingen auf der Deponie 40 Kinder unter erbarmungswürdigen Umständen zugrunde.

Nicht besser ergeht es den Kindern auf der Straße. In Cebu leben 150 Kinder unter freiem Himmel – elternlose oder verstoßene Kinder. Achtjährige schleppen kleinere Geschwister auf ihrem Rücken, für die sie täglich sorgen müssen. Jungen arbeiten als Zuhälter für Mädchen, die sich brutalen Freiern hingeben, um allen Straßenkindern täglich Brot kaufen zu können.

Die älteren Straßenkinder nehmen die im Labor erstellte Kunstdroge Shabu. Die jüngeren schnüffeln löslichen Klebstoff, den sie „Rugby“ nennen. Mit dem brennenden beißenden Duft des „Rugby“ vertreiben sie ihren Hunger. Sie sind dann wie weggetreten. Jugendliche, die den Klebstoff seit Jahren konsumieren, laufen wie Zombies durch die Stadt und gemahnen an lebende Tote.

Wenn die Kinder zu Pater Heinz kommen in die Notunterkunft für Straßenkinder, dann schlafen sie teilweise zwei bis drei Tage am Stück. Nur hier fühlen sie sich wirklich sicher. Viele Kinder werden von der Polizei aufgegriffen und ins Gefängnis gesteckt. Der Bürgermeister von Cebu bezahlt angeblich sogar Vigilanten und maskierte Mörder auf Motorrädern, die die obdachlosen Kinder aus dem Weg räumen.

Pater Heinz hat ein Baby fast nackt neben einem Pappkartonstreifen auf dem harten Beton gefunden: „Nicht erschrecken, die Kleine könnte tot sein“, sagt er, als er sich dem Bündel nähert. Das Kind liegt auf dem Bauch, im eigenen Urin. Sanft misst der Steyler Missionar den Puls des Babys, seine Augen leuchten auf. „Es lebt noch.“ Liebevoll legt er das kleine Mädchen wieder auf seine Papp-Matratze, deckt es mit herum fliegenden Zeitungen zu. Dann blickt er um sich und findet bald Erwachsene, denen die Mutter bekannt ist. Dort hinterlässt er Seife, Vitamintabletten und andere Medizin, damit sich die Mutter „des Kindes vielleicht wieder annimmt“. Salben, Vitamine, Schmerzmittel hat Heinz Kulüke immer dabei.

Danach führt er mich in den Rotlichtbezirk in Downtown Cebu, direkt neben der San Carlos Universität, an der Heinz Philosophie lehrt. „Wollt Ihr ein Mädchen?“ Aufdringlich rücken die jungen Zuhälter mir nahe. „Ich zeige Dir viele Mädchen, such aus!“ Ablehnende Handbewegungen und gerunzelte Augenbrauen beeindrucken die Zuhälter nicht. „Nur 400 Peso (5 Euro)!“ rufen sie. Andere Mädchen sind für weniger als einen Euro zu haben.

Heinz Kulüke besucht die Prostituierten Nacht für Nacht: Mit Tabletten und Kondomen, mit Äpfeln und Orangen. Heinz arbeitet seit mehr als sieben Jahren auf der Straße und spricht fließend Cebuano, den örtlichen Dialekt.

Das Rotlichtviertel von Cebu City ist ein apokalyptischer Ort. Nachts verwandelt sich Downtown in eine Nuttenstadt. Viele der Prostituierten kommen aus Mindanao, Cagayan d’Oro, Davao oder entlegenen Bergdörfern in den muslimischen Gebieten Mindanaos. Rotlichtviertel ist kein passender Begriff. Es ist eine Ansammlung schäbiger, zusammen gezimmerter Hütten

aus Brettern, Plastik und Wellblech, ein Labyrinth von Verschlängen, in denen es nach Pisse und Scheiße riecht.

Viele der Kinder wurden von ihren Eltern an die Bordellbetreiber verkauft oder arglos in die Stadt geschickt, um Geld zu verdienen. Eine Vergewaltigung macht die Mädchen gefügig, dann beginnt eine tägliche Tortur, die Jahre währt.

Eine Puffmutter, die Mama San, die ihre Mädchen wachsam beobachtet, wenn diese mit Besuchern sprechen, hat nichts gegen den Besuch von Pater Heinz. „Die Hilfe ist gesund für Mädchen und Kunden“, erzählt die etwa 40-jährige Frau, die sechs Mädchen für sich schufte und früher offenbar selbst auf den Strich ging. Aus ihrer Sicht ist sie eine Aufpasserin, die über die jungen Frauen wacht. „Ich bin wie eine Mutter für sie.“

Wie eine Mutter? Bei der Puffmutter müssen die Kinder T-Shirts zum dreifachen Preis und Jeans zum zehnfachen Preis kaufen, und sie dürfen nicht raus aus dem Labyrinth während der ersten Tage ihres Leidensweges. Sie müssen belegte Brote kaufen, die Mama San schmiert, und für die Benutzung des Klos zwei Peso bezahlen. Sechs bis zehn Kunden pro Tag müssen sie bedienen, um über die Runden zu kommen. Die Gewinne werden zwischen Zuhältern, Puffmüttern und Bordellbesitzern geteilt, den Mädchen bleibt ein Taschengeld von etwa 100 Peso pro Tag (1,30 Euro). „Frei haben die Mädchen nur einmal pro Monat – wenn sie ihre Tage haben“, sagt Heinz.

In Cebu City gibt es schätzungsweise 11.000 Prostituierte, genauso viele sind es in den umliegenden Städten. Tendenz steigend.

Cebu ist als Urlaubsinsel bei Japanern und Koreanern beliebt – und bald werden auch mehr Chinesen kommen, denn die philippinische Regierung hat die Visa-Bestimmungen für Reisende aus dem boomenden Nachbarland China gelockert. Massentourismus ist auf den Philippinen gleichbedeutend mit Massenprostitution – wenngleich die meisten Kunden Filipinos sind. „Die Koreaner sollen die brutalsten Kunden sein“, sagt Heinz. „Fünf teilen sich ein Mädchen. Sie vergewaltigen es wieder und wieder in ihren Hotelzimmern.“

Heinz zeigt mir auch eine junge Frau, die Opfer einer perversen schwedischen Familie geworden ist. Unter dem Vorwand, einen Job als Dienstmädchen antreten zu können, lockte man sie nach Skandinavien, wo sie von der schwedischen Familie wochenlang vergewaltigt wurde. Sie entkam nach Stockholm – und schafft jetzt wieder in Cebu an.

Taxis bringen die Kunden zu den Mädchen, die unter freiem Himmel die ganze Nacht warten. Denn ins finstere Rotlichtmilieu trauen sich die meisten Freier nicht hinein. Im Licht der Autoscheinwerfer suchen die Männer ihre Mädchen aus wie auf einem Pferdemarkt – Display nennt sich die entwürdigende Fleischschau.

Wer aber in die Augen der Prostituierten blickt, sieht, dass die Mädchen in der Hölle leben: tote Augen, rot und verwässert von Alkohol und synthetischen Drogen.

Viele der Mädchen können nicht richtig lesen oder schreiben, einen Beruf hat – wie das Gros der philippinischen Jugendlichen – keine erlernt. Viele Prostituierte rekrutieren im armen Süden ihre eigenen Geschwister oder Cousinen, obwohl sie selbst durch die Hölle gegangen sind: um die Prämie von 5.000 Peso „Kopfgeld“ zu bekommen.

Die Prostituierten kennen sich untereinander kaum. „Freundschaften unter den Mädchen sind selten“, sagt Heinz. Im Gegenteil: Sie kämpfen untereinander mit Messern. Einige haben sich selbst tätowiert mit Nadel und Farbe. Andere tragen tiefe Narben – sie haben die Namen ehemaliger Lover mit Bügeleisen weg gebrannt. Viele der Prostituierten führen Eispickel mit sich, um besonders brutale Freier abzuwehren. Damit sie Männern in ihren Holzhütten von vier Quadratmetern nicht völlig schutzlos ausgeliefert sind.

Manchmal macht die Polizei Razzien im Milieu – denn Prostitution ist auf den Philippinen verboten. Dann aber verhaften die korrupten Polizisten nicht etwa die Bordellbetreiber oder Puffmütter, sondern die Mädchen. Auch wir kommen an einer Polizeistreife vorbei. Die beiden Polizisten sitzen in einer Bar und trinken Dosenbier, Marke San Miguel, während fünf Meter weiter Kinder an Freier verkauft werden. So stelle ich mir Anarchie vor.

In einer Absteige hinter dem gezimmerten Minikiosk der Puffmutter, neben dem weißen Sarg eines erstochenen Zuhälters, der hier für einige Tage aufgebahrt ist, erzählt ein Mädchen, es sei vor vier Wochen Mutter geworden. Sie muss schon wieder auf den Strich. Pater Heinz sagt: „Hier werden noch Mädchen vergewaltigt, die im achten Monat schwanger sind.“

Neugeborene sind das Druckmittel, mit dem die Puffmütter die Mädchen zum Anschaffen und Durchhalten zwingen. Denn die Mama Sans nehmen die Babys unmittelbar nach der Geburt an sich. In dem dunklen Verschlag mit dem harten Holzbett, ohne Möbel und Tische kauern drei weitere Mädchen und warten auf Kunden. Eine schaut hochschwanger kurz hervor, um nach der Übergabe von Schokolade und Medizin wieder wegzuhuschen.

Heinz sagt: „Das ist der Ort, an dem Mädchen zu Frauen werden.“

11. Ausblick: Mit Zuckerbrot und Peitsche zum Frieden

Der Berg der sozialen und ökonomischen Probleme, vor dem die Philippinen stehen, ist so hoch, dass allein schon der Gedanke an den Aufstieg Angst bereitet.

Der Krieg ist in Mindanao zum Business geworden. Militärs liefern Waffen an die muslimische Guerilla, junge Moslems sehen im Dschungelkampf ihre einzige Perspektive. Die Generation unter Dreißig kennt Mindanao nur im Bürgerkrieg.

Die Elite in Manila ist an einer Veränderung des politischen Systems nicht interessiert. Nur das vorherrschende Kompetenzchaos ermöglicht der seit Jahrzehnten herrschenden Oligarchie die hemmungslose Selbstbedienung – ohne Kontrolle, ohne die Sorge, abgewählt zu werden.

Die Brutalität in der Gesellschaft bricht sich auf allen Ebenen Bahn. Statt Kriminelle zu verhaften und ihnen den Prozess zu machen, heuern Bürgermeister wie Rodrigo Duterte in der Millionenstadt Davao Todesschwadronen an, die Drogendealer, Straßenkinder und Stadtreicher umbringen. In großen Teilen des Landes herrschen Anarchie und Faustrecht.

Und dennoch: In der philippinischen Regierung und in der christlichen Bevölkerungsmehrheit scheint sich die Einsicht durchzusetzen, dass der Krieg gegen die Moslems in Mindanao militärisch nicht zu gewinnen ist, dass die Insel befriedet werden muss.

Sie ziehen damit die Lehren aus der Geschichte. Denn immer wieder setzten semi-demokratische Regierungen auf die militärische Karte. Sie konnten die Guerilla zwar in die Defensive drängen und ihre Kontrolle über Territorien brechen. Wenn aber schon eine schwache Bande wie die Abu Sayyaf auf einer kleinen Insel wie Basilan oder versprengte MNLF-Kämpfer auf Jolo selbst mit Hilfe der USA nicht besiegt werden können, so gilt dies noch mehr für eine Untergrundarmee wie die MILF mit mehr als 10.000 Mann unter Waffen. Im armen, rückständigen Süden der Philippinen (und nicht nur dort) findet sich immer genügend Nachwuchs für die Rebellion.

Aus zwei Gründen bestehen zurzeit Hoffnungen, dass es zu einem Frieden in Mindanao kommt und dass Regierung und Moro-Rebellen den Teufelskreis der Gewalt tatsächlich durchbrechen.

Einerseits üben die Amerikaner Druck auf die philippinische Regierung aus, den Bürgerkrieg endlich zu beenden. Die US-Regierung kann sich eine weitere offene Flanke nicht leisten und das Risiko nicht eingehen, dass in Südostasien ein rechtsfreier Raum wie Irak oder Afghanistan entsteht, in dem Terroristen trainieren und sich frei bewegen können. Für den Fall erfolgreicher Verhandlungen hat die Supermacht 30 Millionen Dollar für die Entwicklung der Moslemprovinzen in Aussicht gestellt.

Andererseits hat die philippinische Wirtschaft den Anschluss an die asiatischen Nachbarn längst verloren und steht vor dem Kollaps. Die Wirtschaft wächst mit Steigerungsraten von nur fünf bis sechs Prozent jährlich – kümmerlich im Vergleich zu Nachbarn wie China oder Vietnam.

Der Schuldendienst erdrückt das Land. Neun von zehn eingenommenen Euro werden für die Tilgung von Schulden aufgewendet. Die Bevölkerung wächst in einem atemberaubenden Tempo. Das Bevölkerungswachstum ist mit rund 2,5 Prozent eines der höchsten in der Welt. Allein die ungebremsste Bevölkerungszunahme macht jede Hoffnung auf eine Verbesserung des Wohlstandes zunichte.

Allein ein befriedetes Mindanao könnte die ökonomische Situation schlagartig verbessern. Denn Mindanao ist eigentlich eine reiche Insel, der „Brotkorb“ der Philippinen, mit vielen Bodenschätzen, furchtbarem Ackerland und dichten Wäldern. Internationale Konzerne stehen Gewehr bei Fuß, um in Mindanao zu investieren und damit Arbeitsplätze zu schaffen. Sollte in Mindanao Frieden geschlossen werden, würde die Reputation der Philippinen als Investitionsstandort über Nacht steigen.

Eine Chance auf dauerhaften Frieden besteht jedoch nur, wenn breite Bevölkerungsschichten – und nicht nur die Moro-Führer – von einem Friedensabkommen profitieren. Ziel der Regierung muss es also sein, die Position der MILF nicht zu unterminieren, sondern die Rebellen einzubinden, ihre Herrschaft de facto anzuerkennen in den von ihnen kontrollierten Gebieten – und ihr entsprechende Aufgaben in der Verwaltung zuzuweisen. Dies könnte den Wandel der MILF von einer Kampforganisation zu einer Administration einleiten.

Nur wenn auch die „Fußtruppen“ und Sympathisanten im Volk eine neue Aufgabe finden und sich ihre wirtschaftliche Situation verbessert, kann der Frieden dauerhaft sein. Ansonsten würden sich diese kampferprobten Guerilleros in die Dienste krimineller Banden wie der Abu Sayyaf, stellen. Der Teufel wäre mit dem Beelzebub ausgetrieben.

Ein Vierteljahr nach meiner Rückkehr melden die Delegationen der Moros und der Regierung Ende April 2005 überraschend einen Durchbruch bei den Vorverhandlungen. In einer gemeinsamen Presseerklärung teilen der Verhandlungsführer der MILF, Mohagher Iqbal, und der Unterhändler der Regierung, Silvestre Afable, in wenigen Zeilen mit: „Wir stehen unmittelbar vor einer dauerhaften und nachhaltigen Lösung für den Konflikt in Mindanao.“

12. Dank

Mein herzlicher Dank gilt der Heinz-Kühn-Stiftung für die Unterstützung meines Rechercheaufenthaltes auf den Philippinen und vor allem Ute Maria Kilian. In den Philippinen möchte ich mich vor allem bei den deutschen Stiftungen und staatlichen wie kirchlichen Entwicklungshilfeorganisatio-

nen bedanken. Vor allem der Büroleiter der Konrad-Adenauer-Stiftung, Herr Klaus Preschle, öffnete mir viele Türen in Mindanao, die sonst verschlossen geblieben wären. Mein Dank gilt weiter den Vertretern der Friedrich-Ebert-Stiftung, der GTZ, des DED und der Friedrich-Naumann-Stiftung für die herzliche Aufnahme während der ersten Wochen im Moloch Manila. Dank gebührt auch meinen Eltern Helga und Jochen Range, die als Philippinen-Koordinatoren von Amnesty International Kontakte zu Menschenrechtsaktivisten geknüpft haben. Tief bewegt hat mich der Besuch im Slum und Rotlichtmilieu von Cebu, der ohne Begleitung des Steyler Missionars und Philosophieprofessors Pater Heinz Kulüke nicht möglich gewesen wäre. Ohne die Unterstützung philippinischer Freunde hätte ich mich im Bürgerkriegsgebiet nicht ungehindert bewegen und im Gefühl der Sicherheit wiegen können. Hier sind vor allem die Rechtsanwälte Zen Malang, Al Senturias und Solema Jubilan zu nennen, Professor Abhoud Lingga, mein Reporterkollege Nash Maulana sowie Jenny Megriño und Abdul Abubakar.